

aus: *afrika süd, Nr. 5, 2004*

«HIV positiv»

Aids und der Zwang zur Demokratisierung der afrikanischen Gesellschaft

Seit über zehn Jahren wütet die Aids-Epidemie im Südlichen Afrika und rafft einen wachsenden Teil der produktivsten Bevölkerung der Region dahin. Doch so verheerend die Epidemie sich in allen Lebensbereichen auswirkt, zwingt sie zur Umsetzung dessen, was Unabhängigkeit und Demokratie zwar in liberalen Verfassungen und neuen politischen Strukturen verankert haben, nicht aber in den Alltag, in die Beziehung zwischen den Geschlechtern hineinzutragen vermochten: mehr Selbstbestimmung und Gleichberechtigung, mehr Wissen, das Entstehen sozialer Netze, eine neue Form der Menschlichkeit nach der Epoche von Apartheid und Kolonialismus.

Erika von Wietersheim

Der Kampf gegen Aids verändere die afrikanische Gesellschaft radikaler, als es der jahrzehntelange Kampf gegen Kolonialismus und Apartheid und die Demokratisierungsprozesse nach der Unabhängigkeit vermocht hätten, stellt der namibische Sozialwissenschaftler Samson Ndekwila fest. Das tückische HI-Virus gefährdet das wirtschaftliche Wachstum, rafft Millionen Menschen im produktivsten Alter dahin, senkt die Lebenserwartung um mehr als ein Jahrzehnt, macht Hunderttausende von Kindern zu Waisen und treibt die Kosten der medizinischen Versorgung ins Unermessliche. Apokalyptische Statistiken schädigen das ohnehin schon angeschlagene Image eines wirtschaftlich schwachen und bürgerkriegsversehrten Afrika. Unter dieser Oberfläche des Grauens zeichnen sich jedoch - oft noch leise und wenig bemerkt - auch positive Entwicklungen für die afrikanische Gesellschaft ab, Entwicklungen, die vielleicht nur angesichts der lebensbedrohenden Seuche in Gang gesetzt wurden.

Während des Kampfes um die Unabhängigkeit blieben trotz der Forderungen nach Gleichberechtigung die traditionellen Autoritätsstrukturen zwischen Alt und Jung und vor allem zwischen Männern und Frauen weitgehend bestehen. Nach der Unabhängigkeit bildeten zwar in Ländern wie Namibia und Südafrika liberale Verfassungen die Grundlage der Nach-Apartheid-Gesellschaft, doch wurden diese bisher nicht Basis individueller Verhaltensweisen.

„Das Verhältnis zwischen Mann und Frau hat sich sogar eher verschlechtert, und Frauen und Kinder leiden mehr als je zuvor unter Gewalt und Missbrauch“, stellt die namibische Parlamentarierin Rosa Namises fest. Der Kanon demokratischer Werte vermochte sich bisher nur ansatzweise im afrikanischen Alltag durchzusetzen.

Der Kampf gegen Aids beeinflusst jedoch unweigerlich zentrale Bereiche des sozialen und kulturellen Lebens wie Fortpflanzung und Geburt, Sexualität und Tod. Und er fordert kulturelle und soziale Verhaltensänderungen - nicht als politisches Programm, sondern als Überlebenschance.

Die Suche nach Bildern für Aids

Als die ersten Aids-Präventions-Aktionen begannen, ging man davon aus, dass die Hauptursache der schnellen Verbreitung des HI-Virus auf Unwissenheit beruhe. Aufklärung und Wissensvermittlung standen im Zentrum von Kampagnen: Bunte Plakatwände und Werbetafeln propagierten die Benutzung von Kondomen. Radio, Fernsehen und Zeitungen informierten über Risiken und Übertragungswege.

Doch Informationskampagnen und die Verteilung von Kondomen führten nicht zu dem erwünschten Erfolg. Im Gegenteil, sie wurden oft als unafrikanisch und daher mit Misstrauen betrachtet. Dazu kam, dass Frauen - in der afrikanischen Gesellschaft traditionell in dienender Rolle - wirtschaftlich benachteiligt waren, kaum Zugang zu Bildung und Medien hatten und nur selten von Aufklärungskampagnen erreicht wurden.

Auch ist es bisher weder Medizinern noch Pädagogen gelungen, für Aids eingängige und verständliche Bilder zu finden, die auch der Landbevölkerung die lebensbedrohende Gefahr dieser Krankheit bewusst machen. Wie soll man begreifen, dass man HIV-positiv ist, wenn man nach außen kerngesund erscheint und sich auch subjektiv so fühlt? Warum soll man sagen, ich habe Aids, wenn man Tuberkulose, Husten oder Durchfall hat - Krankheiten, die es schon immer gab und gibt?

Aids ist keine Krankheit wie die Pest, die als „der schwarze Tod“ ihre Opfer zeichnete und tötete. Aids ist eine Krankheit ohne Gesicht, ohne eigene Symptome, die sich jahrelang im menschlichen Körper versteckt und dennoch hoch ansteckend ist. Wenn Aids als Krankheit überhaupt wahrgenommen wird, dann noch immer als Hexerei, als Strafe Gottes oder der Ahnen, gegen die ein Stück Gummi machtlos erscheinen muss.

Als der südafrikanische Präsident Thabo Mbeki im Juli 2000 auf der internationalen Aids-Konferenz in Durban betonte, dass nicht das HI-Virus, sondern die Armut in Afrika die wichtigste Todesursache sei und „man nicht alles auf ein einziges Virus schieben“ könne, gab es Protest aus aller Welt. Präsident Mbeki wird zu Recht kritisiert, wenn es um Ansteckungsrisiken und die medizinischen Erklärungen von Aids geht. Doch muss man ihm Recht geben, wenn man nach den sozioökonomischen Voraussetzungen der rasanten Verbreitung der Seuche fragt. An erster Stelle steht tatsächlich die bittere Armut, vor allem die der Frauen, die oft für ein paar Cent ihren Körper verkaufen, um sich und ihre Kinder zu ernähren, und sich dabei nicht trauen, auf der Benutzung von Kondomen zu bestehen. Für sie bedeuten Frauenrechte lediglich die freie Wahl zwischen Verhungern und Aids.

Ein neues Abc des Sexualverhaltens

Doch mittels Armutsbekämpfung das Virus aufzuhalten, dafür fehlt die Zeit. Der nächste Schritt in der Aids-Prävention setzte daher auf die Vermittlung

neuer Verhaltensmuster. Um Aids zu bekämpfen, müsse sich insbesondere das Sexualverhalten der Menschen ändern, und zwar nicht nur durch die Benutzung von Kondomen. Die Selbstbestimmung der Frau sollte als wichtige Waffe zum Einsatz kommen, Frauenrechtsbewegungen nach westlichem Muster erstarkten. Kirchen, nichtstaatliche und staatliche Organisationen warben für ein neues Abc des Verhaltens: *Abstain, Be faithful, Condomise* (Sei enthaltsam, sei treu oder benütze ein Kondom). Das konnte schon bald jedes Kind aufsagen.

Doch das Alphabet des afrikanischen Alltags sieht anders aus, denn das Verhältnis zwischen den Geschlechtern und die Auffassung von Sexualität unterscheiden sich grundlegend von westlichen Vorstellungen. Frauen gelten bis heute häufig als Besitz ihres jeweiligen Mannes, sie verfügen nicht über ihre eigene Sexualität. Die Voraussetzung für die Aids-Bekämpfung mittels Kondomen, die im westlichen Denken schon selbstverständliche Trennung von Sexualität und Fortpflanzung, ist für viele Afrikaner unverständlich: Sex ist nur Sex, wenn sich die Körpersäfte von Mann und Frau vermischen und dadurch vor allem dem Mann Kräfte verleihen. Sex ist auch immer Verpflichtung - gegenüber der Familie, den Ahnen, der Gesellschaft - zur Zeugung von Nachwuchs. Die Forderung, Kondome zu benutzen, ist mehr als ein Kulturschock, sie bedeutet die Abschaffung von Sex im afrikanischen Sinn.

Ein erfolgreicher Kampf gegen Aids erfordert die Auseinandersetzung mit den kulturellen Determinanten der afrikanischen Gesellschaft, die bisher entweder ignoriert oder verschwiegen wurden. Diese sind dort zu verändern, wo sie im Angesicht von Aids lebensgefährlich sind. Reimer Grönemeyer sieht darin in seinem Buch „So stirbt man in Afrika an Aids“ allerdings eine große Gefahr. „Die Aids-Bekämpfung wird Afrika seiner letzten Reste afrikanischer Kultur und Tradition berauben“, schreibt er, „die HIV/Aids-Epidemie ist dazu geeignet, den Blick auf den Reichtum afrikanischer Kultur und Tradition endgültig zu verdecken und diesen Reichtum zu vernichten, weil diese Traditionen . . . nun als Präventions-Hindernisse definiert werden.“

Doch viele Afrikaner sehen dieses Problem nicht, sie sind pragmatisch. Ein namibischer Pfarrer fasst diesen Pragmatismus so zusammen: „Um unsere kranke Gesellschaft zu heilen, müssen wir unsere kulturellen Werte anschauen und sortieren: Was uns schwach macht, fliegt raus, was uns stark macht, wird gefördert!“

Aids zwingt zu Tabubrüchen

Eine der einschneidenden Veränderungen ist eine neue Offenheit im Umgang mit Sexualität. Was jahrhundertlang tabu war, wird durch Aids enttabuisiert, denn - so ein neuer Slogan - wer über Sex schweigt, wird an Sex sterben. Das Brechen uralter Tabus ist für Afrikaner schmerzhaft. Doch hat dies, wenn es mit Respekt und Verständnis für den „Kulturschock“ vermittelt wird, positive Wirkungen weit über die Aids-Prävention hinaus. Es schützt nicht nur Menschen gegen die Infektion mit dem Virus und gegen andere sexuell übertragbare Krankheiten, sie gibt auch den Frauen mehr Macht: Ihr Wert liegt nicht mehr vorwiegend in ihrer Fruchtbarkeit,

sie gewinnen Kontrolle über ihren Körper und können zunehmend selbst bestimmen, wie viele Kinder sie zur Welt bringen möchten. Gleichzeitig fördert der notwendige Dialog über sexuelle Verhaltensweisen eine neue Art der Beziehung zwischen Mann und Frau. Respekt und Verständnis füreinander wachsen, Gleichberechtigung wird auch im Alltag praktiziert. Ähnliches gilt für das bisher stark autoritär geprägte Verhältnis zwischen Erwachsenen und Kindern. Das verzweifelte Bedürfnis, die eigenen Kinder vor Aids zu schützen, zwingt Eltern offener als je zuvor mit ihren Kindern zu sprechen. Es bewirkt außerdem, dass lange verschwiegene Missstände wie Vergewaltigungen innerhalb der Familie und der sexuelle Missbrauch von Kindern aufgedeckt und angesprochen werden. Der früher oft angeführte Hinweis „das ist unsere Kultur“ wird heute zu einer unverzeihlichen Ausrede.

Auch der afrikanische Mann wird durch diesen Prozess gezwungen, seine Männlichkeit weniger über seine Sexualität, den häufigen Partnerinnenwechsel und die Zeugung von möglichst vielen Kindern zu beweisen, sondern Fähigkeiten zu entwickeln, die für die Gesellschaft unverzichtbar geworden sind. Immer mehr arbeitslose Männer übernehmen die Fürsorge für kranke Nachbarn oder Waisenkinder und entwickeln ein neues Selbstbewusstsein über eine „*culture of caring*“. Der amerikanische Journalist Mark Schoof, der 2003 den Pulitzerpreis für seine Reportagen über Aids in Afrika erhielt, schreibt: „Aids steht nicht nur für Verzweiflung . . . eine Krise dieses Ausmaßes kann zur Auflösung der Gesellschaft führen, aber es ist auch möglich, dass sie die einenden Kräfte stärkt.“ Und tatsächlich entstehen durch Aids ganz neue Formen von Solidargemeinschaften, die sich nicht mehr ausschließlich auf die afrikanische Großfamilie auf dem Lande verlassen. Selbsthilfegruppen, Frauennetzwerke, Nachbarschaftshilfe, freiwillige häusliche Krankenpflege und zahlreiche private Waisenhäuser sind in den letzten Jahren entstanden.

Notwendiger Wandel

Über Aids findet Demokratie Eingang in den afrikanischen Alltag. Neueste Aids-Präventions-Programme berücksichtigen die Notwendigkeit einer Werte- und Verhaltensänderung und richten sich vorzugsweise an Kinder vor der Pubertät. Diese Programme setzen auf Stärkung des Selbstwertgefühls und auf die Fähigkeit zur Selbstbestimmung. Sie fördern neue soziale Kompetenzen wie furchtlose Dialoge zwischen Jungen und Mädchen, Kranken und Gesunden oder die Zusammenarbeit in Gruppen außerhalb der Familie, in Klubs und Klassenverbänden. Neue Verhaltensweisen werden eingeübt, ohne das abzulehnen, was afrikanische Gesellschaften auch heute noch stark macht: der würdige Umgang mit Krankheit und Tod, eine allumfassende Spiritualität und die Fähigkeit, sich selbst zu helfen, statt sich auf staatliche Dienstleistungen zu verlassen. „Aids ist eine Gefahr für die Demokratie“, so steht es noch in einem CIA-Bericht von 2000. Aids werde zur politischen Instabilität und zu einer verlangsamten Demokratisierung im Südlichen Afrika beitragen. Doch das Gegenteil geschieht. Aids ist die Pistole auf der Brust Afrikas, die den Kontinent wie nichts zuvor zwingt, Demokratie in alle Bereiche des

Zusammenlebens zu tragen. „Aids hat unsere Welt auf den Kopf gestellt“, behauptete ein Sprecher auf einer Aids-Konferenz in Botswana. – „Nein“, antwortete eine Studentin, „die Welt stand schon auf dem Kopf, als Aids kam. Aids könnte uns helfen, die Welt wieder auf die Füße zu stellen.“

Die Autorin ist gebürtige Namibierin und lebt als freie Journalistin und Pädagogin in Windhoek. Seit 2003 ist sie Autorin des landesweiten "Window of Hope"-Projektes für namibische Schulen.